

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Ein Ritt durch die Pampas

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

blütigkeit, in welcher er keinem der alten, erprobten Krieger nachstand, das Großkreuz des Maria-Theresiens-Ordens, der als seltene Auszeichnung nur Männern ertheilt wird, die sich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet haben. In Wien wollte man den passenden Zeitpunkt nicht vorübergehen lassen, ohne den greisen Helden öffentlich und feierlich zu ehren, und ihm zu beweisen, daß man auch mitten im Frieden dankbar die Dienste anerkenne, welche der Erzherzog im langen Kriege der Sache Oesterreichs und Deutschlands geleistet. Zur passenden Veranlassung diente das fünfzigjährige Jubelfest der Verleihung des Großkreuzes, und viele Ritter desselben hatten sich, zum Theil aus fernen Gegenden, eingefunden, um das Fest zu verherrlichen. Da sah man die Erzherzoge, und unter ihnen den „Steyermärker“ Johann, der auch in mancher Schlacht rühmlich und mit hohen Ehren gefochten, den Feldzeugmeister Bianchi, der einst bei Tolentino gesiegt hatte, die Grafen Hardegg, den „Reiter“ Tettenborn, und auch einen jungen wackern Degen, des Jubilars würdigen Sohn, Erzherzog Friedrich, ein Stolz der österreichischen Flotte, der für seine Unererschrockenheit, welche er vor einigen Jahren bei Sarda in Syrien zeigte, den Theresienorden erhielt, dessen jüngster Ritter er ist.

Zur Vorfeier des Festes fand ein glänzendes Ringelrennen statt. Am dritten April gab der Jubilar al-

len anwesenden Ordensrittern ein Festmahl, bei welchem er ihnen für die Großthaten dankte, welche sie für das Vaterland vollführt. Am fünften April, dem zur eigentlichen Feier bestimmten Tage, stellte sich die zwölftausend Mann starke Besatzung von Wien in Parade auf; später kam der Kaiser, begleitet von dem Jubilar und dreihundert Offizieren; auch die übrigen Glieder der österreichischen Familie waren zugegen. Nach gefeiertem Gottesdienste wurden die Geschütze gelöst, und während die Kanonen donnerten, hing der Kaiser dem Helden einen aus Brillanten bestehenden Ordensstern um, und umarmte ihn, seinen Oheim. Die zwölftausend Mann setzten sich dann in Bewegung, und bewiesen dem Feldherrn ihre Ehrfurcht; die versammelte Volksmasse brach in lauten Jubel aus. Bei dem später im Rittersaale veranstalteten Festmahle, waren an den Marmorsäulen die Namen der Schlachten, — wohl ein halbes hundert — zu lesen, in denen der Erzherzog gekämpft; sein Wappenschild war in einem Lorbeerkränze aufgehängt an der durch eine Kanonenkugel zerschmetterten Stange jener Fahne des Regimentes Zach, die der Erzherzog in der Schlacht von Aspern dem sinkenden Fahnenträger aus der Hand riß und dem wankenden Regimente vortrug, das er, von Kugeln umfaßt, zum Siege führte. Ehre dem Erzherzog und Ehre den Kriegern, durch deren Tapferkeit er seine Siege erfocht.

## Ein Ritt durch die Pampas.

Die südamerikanischen Pampas oder Grasfluren von Buenos-Ayres haben den ungeheuern Flächeninhalt von sechs und siebenzigtausend Geviertmeilen, sie sind demnach siebenmal so groß als Deutschland, und ihre Ausdehnung ist so gewaltig, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind.

Diese Pampas werden von kaum anderthalb Mil-

lionen Menschen bewohnt, zum Theil Abkömmlingen der spanischen Ansiedler, zum Theil Indianern. Jene leben entweder in den einzelnen Städten und treiben bürgerliche Gewerbe, oder sie sind Hirten, sogenannte Gauchos, welche die Heerden hüten, deren es eine unzählige Menge gibt. Denn die aus Europa herübergebrachten Pferde, Kühe und Stiere haben sich auf diesen ausgedehnten Grasfluren unglaublich vermehrt, und die



wilden Rinder und Roffe laufen zu tausenden umher. Wer sie fängt, dem gehören sie. Der Gaucho (Hirt) führt ein einfaches Leben, er hat noch Sitten und Gebräuche, wie sie vor einigen hundert Jahren in Spanien herrschten; er ist zumeist auf den Umgang mit seines Gleichen beschränkt, und mit Fremden kommt er selten in Berührung, weil nur wenige Europäer die ohnehin durch steten Bürgerkrieg zerrütteten Laplata-Staaten besuchen. Doch verliert sich hin und wieder ein reiseflustiger Engländer in jene Gegenden, um in der Hütte eines Gaucho Grog zu trinken, was ihm eben so viel Freude macht, als am Ganges Roastbeef zu essen, oder auf den Pyramiden Thee zu schlürfen. Von Buenos-Ayres nach Mendoza führt eine Art von Poststraße nach Chile, und Posthaltereien sind auch vorhanden. Aber selten haben diese Thüren und Fenster, immer aber Strohdächer, die mit Lehm beworfen werden, und dann den Regen abhalten. Die innere Ausstattung entspricht dem Aeußern, und auf welche Bequemlichkeiten der Reisende rechnen kann, läßt sich daraus leicht abnehmen. Er findet eine roh gearbeitete Bettstelle, einen Tisch, einige Stühle, ein Waschbecken — und damit fertig. Hat er werthvolle Sachen bei sich, so thut er wohl, genau auf dieselben Acht zu geben, denn vom Eigenthumsrechte hat der Gaucho zuweilen seltsame Begriffe. Uebrigens reist man rasch, weil wenig darauf ankommt, ob einige Pferde todt gejagt werden. Fallen sie, so fängt man andere ein, zähmt sie, und der Schaden ist ersetzt.

Eine Landplage sind die herumstreifenden Indianer. In den Gegenden, welche von diesem „rothen Ungeziefer“ heimgesucht werden, baut der Gaucho seine Hütte gern wie eine Festung, um sich vertheidigen zu können. Auch die Posthäuser sind mit tiefen Gräben, und dichten Hecken von stacheligem Kaktus umzogen. Diese Hecken werden sehr hoch, und halten die Indianer ab, die nur mit Speeren und Fangleinen versehen sind.

Am sichersten reist man dort in Gesellschaft; man muß eine Karawane bilden, und eine Anzahl handfester Gauchos in Sold nehmen. Diese erzählen allerlei erschreckliche Geschichten von der Wildheit und dem Blutdurst der Indianer; sie thun es aber insgemein nur, um sich desto wichtiger zu machen. Freilich ist mit den Indianern jener Gegend, die vortreffliche Reiter sind, nicht zu spassen, und die Spanier wissen von ihnen nachzusagen. Die Rothen fallen bei Tage wie bei Nacht und Nebel über die Wohnungen der Weißen her, ermorden ohne Unterschied was ihnen vorkommt; nur junge hübsche Weiber und Mädchen schleppen sie mit sich, tief in die Steppe hinein; die Hütte wird aber stets niedergebrannt.

Ich war, erzählt ein Reisender, wenigstens hundert Stunden landeinwärts gekommen, ohne einen Indianer gesehen zu haben, und ich hatte die Furcht vor ihnen so ziemlich verloren. Jetzt war ich wohl drei Tageritte weit vom La Platastrom entfernt, und mochte meinen Gefährten wohl um eine Wegstunde vorausgeeilt sein. Da erblickte ich in geringer Entfernung von mir einen Strauß. Die Gelegenheit war lockend, der Vogel mußte mein werden. Die Leine mit den Wurffugeln — dem Lasso — verstand ich zu handhaben, mein Pferd war ein vortrefflicher Renner, ich wollte also mein Glück versuchen. Ei, solch eine Straußenjagd will was sagen. Was wollen Hühner- und Hasenjagden, was selbst die Hejagden im Vergleich mit dieser? Da renne ich hin über die weite Grasebene, Viertelstunden verfließen rasch wie Minuten, der Strauß kommt mir nicht aus dem Gesichte, und je schneller er läuft, um so hitziger werde ich. Lange habe ich Zeit gebraucht, um ihm nahe zu kommen, endlich darf ich hoffen, ich bin schon bereit ihm meinen Lasso überzuwerfen, da tritt mein Pferd in ein Biscachero, stürzt nieder, und beschädigt mich. Der Strauß aber läuft seines Wegs und ich habe das Nachsehen.

Was ist aber ein Biscachero? Ein Biscacho ist ein vierfüßiges Thier, — der sogenannte Wiesenhund, — das die Naturforscher lateinisch *Arotomys ludoviciana* nennen, kleiner als das Murmeltier; es lebt in Erdlöchern, die oben mit einem etwa achtzehn Zoll hohen Walle versehen sind, und oft zu tausenden beisammen stehen. Man nennt sie Biscacheros. Diesen Wall aber sieht man im hohen Grase nicht, besonders wenn man das Pferd zu gestrecktem Laufe antreibt.

Da lag ich also; glücklicherweise war mir der Zügel nicht aus den Händen gekommen; aber ich war betäubt, konnte nicht gleich wieder aufstehen und hatte Muße genug, mir den blauen Himmel zu betrachten. Nach einiger Zeit erholte ich mich, kam mit Mühe und Noth wieder in den Sattel, und ritt nun langsam der Gegend zu, in welcher sich, meiner Meinung nach, die Straße befinden mußte.

Durch den Fall war mir viele Zeit verloren gegangen. Wo sollte ich nun meine Reisegesellschaft finden? Ihr nachsehen, das ging nicht wohl, da ohnehin mein Pferd durch den Fall gelitten hatte, und durch das Rennen hinter dem Strauße her abgejagt war. Auch konnte ich keinen Trab ertragen; meine Rippen schmerzten mich allzusehr.

Vor mir lag die weite, unbegrenzte Ebene; wo der Weg war, wußte ich nicht, und kam nicht etwa ein mitleidiger Gaucho in die Gegend, so war gewiß, daß Hun-



ger und Durst, die mich mächtig heimsuchten, sobald nicht gestillt werden konnten. Aber ich sah nur wilde Kühe, die im hohen Klee weideten. Ungeduldig, und meiner Schmerzen nicht achtend, rannte ich einige Male dem Pferde die Sporen in die Weichen, aber das arme Thier war zu abgemattet, und ging nur langsam weiter. Mein Durst wurde immer unerträglicher, und ich beschloß endlich dem Pferde eine Ader am Halse zu öffnen, und mich an seinem Blute zu legen. Freilich hätte das zweckmäßigste Mittel den Durst zu löschen, ganz einfach darin bestanden, daß ich mir selber etwas Blut abgelassen hätte, aber ich war matt, hätte in Ohnmacht fallen, und mich dann verbluten können. So zog ich denn mein Messer hervor, und wollte die Operation verrichten. Als ich unwillkürlich noch einmal einen sehnsüchtigen Blick ringsum warf, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude einen Reiter, der eine wilde Heerde vor sich her jagte. Ich rief aus allen Kräften und feuerte ein Pistol ab. Zuerst trabte auf mich zu; mir blieb aber Zeit mein Pistol wieder zu laden, denn Vorsicht war in keinem Falle zu verachten, weil der Gaucho den Fremden eben nicht schont, wenn dieser Sattel, Sporen und harte Thaler bei sich trägt. Diesmal aber war meine Besorgniß unbegründet, denn der Reiter war ein Knabe von etwa zwölf Jahren. So steckte ich denn mein Pistol wieder bei, und erwartete ihn. „Was ist das?“ fragte er, als er seinen Gaul anhielt, und ich erzählte ihm mein Mißgeschick. Seine Wohnung sagte er mir, liege etwa anderthalb Stunden weit nach Süden zu, und er wolle mich mitnehmen. Zugleich nahm er ein Trinkhorn, das er an einer Schnur hängen hatte, und ich trank mich herzlich satt. Wie mich das erquickte! Auch meinen Hunger stillte er mit gedörretem Rindfleisch, und dann ritt er seiner Hütte zu. Ich folgte ihm.

Das Haus, vor welchem wir anhielten war hübscher gebaut, als man sie gewöhnlich in den Pampas findet. Es hatte sogar zwei Zimmer und ein drittes Gefaß, welches eine Küche vorstellte. Der Corral, das heißt der Raum in welchem sich das Vieh befindet, lag etwas beiseite und war eingezogen. Auf der Umzäunung saßen Duzende von Geiern, die gewissermaßen zum Hausstande gehörten. Im Corral sah ich einige wunderhübsche, erst kürzlich eingefangene Pferde, die noch sehr unbändig waren. Ringsum lagen Massen von Knochen, die mich daran erinnerten, daß ich hier bei einem Rinderhirten und nicht bei einem Ackermann war.

Statt der Thür diente eine vor der Zimmeröffnung angebrachte Stierhaut. Sie wurde zurückgeschlagen, und vor mir stand der Besitzer des Hauses. Die Gauchos

sind als gastfrei bekannt, und haben auch in ihrer Abgeschlossenheit die ernste und würdige Höflichkeit bewahrt, die dem Spanier eigenthümlich ist. Diese treiben sie so weit, daß der Vater, wenn er ins Zimmer tritt, stets den Hut lüftet, auch wenn nur seine eigenen Kinder darin sind. Ich war daher nicht wenig erstaunt, daß ich, statt herzlich willkommen empfangen zu werden, keineswegs freundlich oder zuvorkommend aufgenommen wurde. Der Gaucho sah mich starr an, ließ die Hand an seinem Schenkel hinabgleiten und zog mit drohender Gebärde sein langes Messer hervor. Als ich ihn jedoch begrüßte, und mein Mißgeschick erzählt hatte, steckte er die Waffe wieder an ihren Ort, und ersuchte mich einzutreten. Ich war matt und müde.

Weshalb war der Mann so unfreundlich? Ich begann ein Gespräch, und bemerkte im Laufe desselben, daß ich nicht hoffe, daß ein Reisender, der für die Nacht ein gastlich Obdach bei ihm suche, ihm Unbequemlichkeiten verursachen werde. Er verwandte, während ich sprach, keinen Blick von mir, und offenbar gewann er allmählig die Ueberzeugung, daß ich nichts Böses beabsichtigte. Seine Mienen wurden freundlicher, er nahm meinem Pferde Sattel und Zaum ab, und erklärte, sein Haus werde durch die Anwesenheit eines Kavaliere, wie ich, hoch geehrt.

„Ihr dürft mirs nicht verargen, wenn ich vorsichtig bin, sprach er; denn hier in der Ebene gibt es mehr Räuber als rechtschaffene Christen; auch wissen wir, daß gerade jetzt die Indianer in dieser Gegend umherstreifen; sie haben dort im Osten manche Hütte niedergebrannt, und wer weiß, ob sie nicht morgen schon bei uns sind. Man ist nicht guter Laune, wenn man jeden Augenblick besorgen muß, daß Einem die Kehle abgeschnitten wird. Entschuldigt also meinen Mangel an Höflichkeit.“ —

Er gab dem Pferde einen Schlag mit dem Zügel, und bat mich, in der bekannten spanischen Redeweise, Haus und Hof als das Meinige anzusehen. Also wieder die Indianer! Ich hatte so viel von ihnen gehört, ohne sie zu Gesicht zu bekommen. Brauchte mein Wirth die rothen Männer nicht etwa zum Vorwande, um mich zu schleuniger Abreise zu vermögen? Allein was sollte ich thun; ich war abgemattet, wußte den Weg nicht, und mußte in jedem Falle bis zum andern Morgen dort bleiben.

Das Innere der Wohnung war sehr sauber; die Laffos mit ihren Volas oder Wurflugeln, Säume, Sporen, Sättel und anderes Gauchogeräth hing an den Wänden; in einer Ecke bemerkte ich eine Wiege, die in einer schlaff hängenden Kuhhaut bestand; das Feuer auf



dem Heerde brannte lustig, und die von der Decke herabhängende, mit Rindsfett genährte Lampe verbreitete helles Licht. Es war nun Abend geworden, und die Luft kühl. In meinem Körper wüthete ein hitziges Fieber, aber Arme und Beine waren eiskalt. Ich wollte durch einen Aderlaß die einzelnen Theile wieder ins Gleichgewicht bringen, und als ich mein Messer hervorzog, kamen an die fünf weibliche Gestalten, und wohl ein Duzend Kinder, rothe, schwarze und weiße herbei, und guckten neugierig zu. Eine alte Negerin, welche die Küche zu besorgen hatte, hielt einen irdenen Napf unter, um das Blut aufzufangen, machte aber ihre Sache ungeschickt, weil sie meinen Anzug allzusuorgsam musterte und nicht acht gab, weshalb ich sie laut und heftig tadelte.

Bald nachher wurde das Abendessen aufgetragen. Die Negerin brachte ein mächtiges Stück Rindsbraten, von dem sich Jeder mit seinem Taschenmesser nach Belieben abschchnitt. Dazu trank man Wasser, denn Brod ist in den Pampas ein Luxusartikel den der Gaucho höchstens an Festtagen genießt. Nach dem Mahle erhoben sich Alle, verbeugten sich vor einem kleinen Marien-

bilde und gingen dann schlafen. Nur der alte Gaucho und eine junge hübsche Mulattin blieben wach und saßen am Heerde; es schien mir, als warteten sie auf Jemand. Die Mulattin hatte ein Kind auf dem Schooße, auf welches sie von Zeit zu Zeit Blicke warf, in denen Angst und Bekümmerniß zu lesen waren. Sie sah oft nach der Thür, und sprach endlich mit einem Stoßseufzer: „Wird denn Teobaldo noch nicht bald kommen?“

Der Alte schwieg, und starrte vor sich hin; der Glanz des Kohlenfeuers streifte sein von tiefen Furchen durchzogenes Gesicht. Die dunkeln Augen glänzten unheimlich. In dem Manne ging etwas vor, er war innerlich aufgeregt. Nur durch Zähneknirschen äusserte er seinen Grimm und gebot ihr Schweigen.

Am andern Morgen begleitete er mich. Ich fragte, was es mit Teobaldo sei? „Teobaldo“ sprach er, „ist mein Sohn, den gestern früh die Indianer ermordet haben. Sein Weib ist ohne Mann, sein Kind ist eine Waise. Nun lebt wohl Herr; dort ist das nächste Gehöft am Wege. Ich wünsche Euch glückliche Reise.“

Damit wandte er sein Kopf, und ich traf am dritten Tage meine Gefährten wieder.

## Ein Besuch im Serail zu Konstantinopel.

Die Pforte hat ihren alten Glanz, der Sultan seine frühere Macht verloren; die Osmanen haben längst aufgehört dem übrigen Europa Furcht und Schrecken einzujagen, der Großtürk ist nicht mehr, wie vor einigen Jahrhunderten, der Erbfeind der Christenheit, vielmehr sind es christliche Mächte, welche seither das mohammedanische Reich vor dem, allem Anscheine nach bald bevorstehenden Sturze bewahrten.

Früher hatte eine Reise nach Konstantinopel, wo der Padischah thront, ihre großen Gefahren; jetzt gleicht sie einer Lustfahrt. Täglich laufen aus dem schwarzen und dem mittelländischen Meere Dampfschiffe in den

Bosporus ein, und werfen ihre Anker in dieser Meerenge, die zwei Erdtheile von einander scheidet.

Der Anblick von Konstantinopel ist ergreifend schön und großartig, er bezaubert jeden, der so glücklich ist, ihn zu genießen. Aus allen europäischen Ländern strömen Fremde dorthin, und der Schleier des Geheimnißvollen, der früher über dem türkischen Wesen und Treiben lag, ist nun längst gelüftet. Selbst das Harem ist von Europäern besucht und beschrieben worden; der Zutritt zum Serail war schon leichter.

Der Obergärtner des Sultans Mahmud war ein Deutscher, ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und